

Editorial

Katharina Fürholzer, Maria Heidegger, Julia Pröll

Die diesjährige – umfangreiche – offene Nummer von *Re:visit* zeigt einmal mehr den Themen-, Quellen- und Methodenreichtum der *Medical Humanities* wie auch die Vielfalt der involvierten Disziplinen – eine Heterogenität, die im positiven Sinn herausfordert und einlädt, über Alleinstellungsmerkmale des Feldes nachzudenken sowie Reibeflächen und Schnittmengen mit benachbarten Feldern produktiv zu machen. Die sieben Originalbeiträge sind in den Bereichen der (vergleichenden) Literaturwissenschaft, der Linguistik, der Oral-History-Forschung sowie der Psychiatrie situiert; die Quellen reichen von literarischen Texten (inklusive literarischen Selbstzeugnissen) über mündliche Krankheitserzählungen bis hin zu medizinischen Lehrbüchern und kolonialer Medizinphotographie. Dementsprechend ist auch der methodische Bogen weit gespannt: vom *close reading* über Bildanalysen im Rahmen der *Invectivity Studies* bis hin zu pädagogisch-didaktisch grundierten Überlegungen betreffend die Rolle der *Medical Humanities* in der Lehre.

Den Auftakt machen drei in der (vergleichenden) Literaturwissenschaft situierte Beiträge. Die Saarbrücker Komparatistin Kathrin Neis setzt sich ausgehend von Otmar Ettes Begriff des ‚Lebenswissens‘ aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive mit literarischen Lektüren als möglichen Bewältigungsstrategien für Lebensprobleme auseinander. Dabei interessiert sie sich besonders dafür, welche Wirkungen das Lesen – unter anderem von romantischer Poesie, einem Schachbuch und Tolstois *Anna Karenina* – in den drei Werken *Persuasion* von Jane Austen, *Schachnovelle* von Stefan Zweig und *Nemuri* (dt. *Schlaf*) von Haruki Murakami innerfiktional entfaltet. Auch wenn die Autorin explizit keinen empirischen Ansatz verfolgt, können die gewonnenen Erkenntnisse (auch) für die Praxis, etwa die Bibliotherapie nutzbar gemacht werden.

Ebenfalls literaturwissenschaftlich ausgerichtet ist der Beitrag des Konstanzer Germanisten Nicolas Reuter. Der Autor untersucht die Darstellung des Schlaganfalls in einem umfangreichen Korpus deutschsprachiger Literatur vom 19. bis zum frühen

20. Jahrhundert, wobei er in seinem detailgenauen, quellenreich dokumentierten *close reading*, das auch Gender-Aspekte berücksichtigt, besonders auf den „gastrischen Schlagfluss“ Samuel Freudensteins aus Wilhelm Raabes *Der Hungerpastor* sowie auf den nie als solchen diagnostizierten Schlaganfall Thomas Buddenbrooks fokussiert. Dabei setzt sich Reuter zum einen mit den erzählerischen Schwierigkeiten dieser mit Plötzlichkeit bzw. „Schlag-artigkeit“ sowie (aphasischer) Sprachlosigkeit assoziierten Pathologie auseinander, die vielfach dazu führt den „Schlag“ nur als „Klatsch- und Tratschgeschichte“ in aller Kürze zu thematisieren; zum anderen weist der Autor auch nach, wie sich bereits schon in den analysierten Krankheitsfällen ein Paradigmenwechsel anzudeuten beginnt, der der literarischen Schilderung des Schlaganfalls – und seinen in Psychologie und Umfeld zu verortenden Ursachen – mehr Beachtung schenkt. Passend hierzu dominieren ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als eigene narrative Subgattung *stroke narratives*, in denen häufig eine Ich-Erzählinstanz auf ihren eigenen Rehabilitationsprozess zurückblickt – repräsentativ hierfür nennt Reuter den autobiographisch inspirierten Roman *Du stirbst nicht* (2009) von Kathrin Schmidt.

Ebenfalls in der Germanistik beheimatet ist Sara Gallardo (Wien). Ihr stärker methodenreflexiv ausgerichteter Beitrag „Narrating Madness: Subjectivity and the Politics of Representation“ setzt sich mit den Potentialen – aber auch mit den „Nebenwirkungen“ – der *Mad Studies* auseinander, in deren Rahmen sie autobiographische Zeugnisse psychiatrisierter Subjekte analysiert. Es handelt sich hierbei um eine Textgattung mit langer Tradition, die von Leonora Carrington, Christine Lavant und Unica Zürn bis hin zu Mar García Puig (*La historia de los vertebrados*; 2023), der Graphic Novel *Demesura* und Medienformaten wie der Dokumentation *Zauria(k)* (2019) und der Radiosendung *Nikosia* (2023) reicht. Ganz besonders interessieren Fragen nach der – schwierigen – Repräsentation von (eigenen) Verrücktheitserfahrungen außerhalb machtdurchwirkter psychiatrischer Diskurse, was auch die Suche nach (subversiven) sprachlichen Widerstandsstrategien aufwirft. Was letztere betrifft, bietet gerade die performativ-subversive Wiederaneignung etablierter (medizinischer) Termini sowie die Schaffung alternativer psychiatrischer Konzepte die Möglichkeiten einer emanzipatorischen Re-Semantisierung von *madness*.

Probleme der Repräsentation von Subalternen – ein Begriff, den Gallardo bezugnehmend auf Antonio Gramsci in die Debatte einbringt – rücken auch im kultur- und medienwissenschaftlich ausgerichteten Beitrag „Fotografien von Kranken aus dem kolonialen Kamerun: humanitäre Hilfsbedürftigkeit oder Invektivität? Eine Bildanalyse pathologi-

sierter Körper am Beispiel ethnografischer Fotografien“ des an der Universität Maroua (Kamerun) wirkenden Germanisten und Komparatisten Romuald Valentin Nkouda Sopgui ins Zentrum. Der Autor analysiert medizinische Photographien aus dem kolonialen Kamerun (u.a. vom österreichischen Ehepaar Rudolf und Helene Oldenburg oder von Felix Mohn), die vor allem körperliche Deformationen ausstellen. Vor dem methodischen Hintergrund der *Invectivity Studies* zeigt er auf, dass derartige ‚Schlagbilder‘ – ein analog zu ‚Schlagzeile‘ konstruierter Begriff, den er Aby Warburg entlehnt – nicht nur der Dokumentation menschlichen Leids dienen. Vielmehr wird eine mögliche humanitäre Dimension gerade durch die bewusste – ja voyeuristische – Exposition körperlicher ‚Makel‘ – verursacht bspw. durch die Syphilis oder die sogenannte „Elephantiasis“, eine exotisierende, abwertende Bezeichnung für ein schweres Lymphödem – unterwandert. Ähnlich wie die hysterischen Frauenkörper des 19. Jahrhunderts, die der französische Neurologe Jean-Martin Charcot in der Salpêtrière in Paris ablichten ließ, werden die Photographierten auch hier ‚ausgestellt‘ und abgewertet, wobei nicht zuletzt rassistische Lesarten der Bilder gefördert werden.

Als notwendige erweiternde Perspektive hierzu kann der Beitrag der Medizinhistorikerin Felicitas Söhner (Düsseldorf) gelesen werden. In ihrem Beitrag „Oral History und Kulturgebundenheit: Narrative im Spannungsfeld von Medizin und Kultur“ fokussiert die Autorin gerade auf die kulturelle Modellierung von individuellen und kollektiven Krankheitserzählungen, die auch bei deren Rezeption und Interpretation eine tragende Rolle spielt. Anhand ausgewählter Fallstudien – u.a. zur Covid-19-Pandemie und zum Cannabiskonsum – wird aufgezeigt, wie Oral History dazu beitragen kann, die Historizität und Kulturabhängigkeit medizinischer Diskurse sichtbar zu machen und wie die gewonnenen Erzählungen zur kritischen Reflexion über normative Wissensstrukturen in der Medizin einladen.

Um die sprachlich-diskursive Modellierung medizinischer Fachtermini geht es im Beitrag von Pavla Schäfer, Linguistin in Greifswald und Sprecherin des dortigen Netzwerks *Medical Humanities*.¹ Anhand des Symptombegriffs geht die Autorin epistemologischen und konzeptuellen Differenzen zwischen evidenzbasiertem Medizin und Homöopathie, sowie deren Implikationen für die diagnostische und therapeutische Praxis nach. Auf Basis einer textlinguistischen Untersuchung maßgeblicher Lehrwerke beider Disziplinen

¹ In dieser Funktion sprach sie für *Re:visit* 3.1 mit Marina Iakushevich. Vgl. Marina Iakushevich: Im Gespräch mit... Pavla Schäfer. In: *Re:visit* 3.1 (2024), 165-178. <https://journal-revisit.org/jr/article/view/76/55> (10.12.2025).

wird herausgearbeitet, dass ihre jeweiligen Symptomkonzepte in fundamentalen ontologischen, funktionalen und heuristischen Dimensionen divergieren. Diese unterschiedlichen linguistischen Muster werden im Rahmen von Ludwik Flecks Theorie der Denkstile interpretiert. Die Analyse zeigt, dass die disziplinspezifische sprachliche Konstitution des Symptombegriffs zur Stabilisierung professioneller Identität und zur Reproduktion des jeweiligen Denkkollektivs beiträgt, während sprachliche Formen, die dem eigenen Denkstil nicht entsprechen, Irritation, kategoriale Zuordnungsprobleme und interpretative Fehlannahmen begünstigen. Die divergente Konzeptualisierung des Symptoms fungiert somit als diskursiver Motor der Polarisierung. Die Identifikation zentraler Differenzen und typischer sprachlicher Konstitutionsmuster trägt zu einer sprachwissenschaftlich fundierten Analyse medizinischer Wissensformationen bei.

Medizinisches Personal für die multiplen diskursiven und kulturellen Modellierungen medizinischen – hier insbesondere psychiatrischen – Wissens zu sensibilisieren, ist das Anliegen des Beitrags des Psychiaters Steve Vilhem (Lausanne). Der Autor beschreibt die Konzeption, didaktische Grundlegung und Evaluation des Kurzlehrgangs *Caring with the Humanities*, der darauf ausgerichtet ist, geisteswissenschaftliche Perspektiven systematisch in die psychiatrische Weiterbildung einzubetten. Unter Rückgriff auf Denker wie Foucault, Goffman und Hacking werden die vier Themenfelder des Lehrgangs – die psychiatrische Diagnostik, die Beziehung zwischen Behandelnden und Patient*innen, die ethischen sowie machtstrukturellen Dimensionen klinischer Interaktionen sowie die potenziell iatrogenen Effekte psychiatrischer ‚totaler‘ Institutionen – aus einer geistes- und kulturwissenschaftlichen Perspektive in den Blick genommen, um den konstruierten Charakter psychiatrischer Kategorien exemplarisch sichtbar zu machen und eine ‚kultur- und diskurssensible‘ psychiatrische Versorgung zu fördern. Damit plädiert der Beitrag dafür, die Geisteswissenschaften nicht als fakultativen Zusatz, sondern als konstitutives Element guter psychiatrischer Praxis zu verstehen.

Für die Rubrik ‚Im Gespräch mit...‘ hat für diese Ausgabe Lisa Pfahl (Institut für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck) mit Petra Fuchs gesprochen. Die beiden Herausgeberinnen der *Zeitschrift für Disability Studies (ZDS)*, des *sister journals* von *Re:visit* laden unter anderem dazu ein, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen

den *Critical Medical Humanities* und den *Disability Studies* zu reflektieren.² Petra Fuchs, von 2016 bis zu ihrem Ruhestand 2022 Professorin für Heilpädagogik/*Inclusion Studies* an der Hochschule Zittau/Görlitz spricht aber auch über ihre eigenen Forschungsschwerpunkte, unter anderem die NS-Medizingeschichte, dabei insbesondere die Forschung zu Zwangssterilisation und die sogenannte ‚Euthanasie‘ von Menschen mit Behinderung.

Zwei Berichte komplettieren diese nicht themengebundene Ausgabe des Jahrgangs 2025. Die Innsbrucker Romanistin Evelyn Ferrari stellt eine Auswahl der diesjährigen für den *Premio Strega* – Italiens renommiertestem Literaturpreis – nominierten Romane vor, wobei sie eine verstärkte Präsenz von *Mental-Health*-assoziierten Themen konstatiert.

Der Bericht einer Forschungsgruppe von jungen Medizinstudierenden rund um den in Tokyo tätigen Neurologen Saivikram Madireddy setzt den diesjährigen Schlusspunkt – und knüpft gleichzeitig an die Beiträge von Schäfer und Vilhem an, indem die evidenzbasierte Medizin einmal mehr das ‚Wagnis‘ eingeht, mit anderen Erkenntnisformen in Kontakt zu treten. Das Autorenteam gibt Einblick in die Arbeit mit terminal an einem Glioblastom erkrankten Patient*innen. In deren Palliativversorgung kommt dem Kalligraphieren, also der achtsamen Reproduktion von (japanischen) Schriftzeichen, ein besonderer Stellenwert zu. Eine ebensolche Kalligraphie – geschaffen von Kana Kaburagi, einer der Mitautor*innen des Werkstattberichts – mit dem Titel *Jousha Hissui* (盛者必衰), in etwa, ‚even the prosperous must eventually decline‘ – liefert das Cover der aktuellen Ausgabe. Dieses Coverbild gestattet zugleich einen Brückenschlag zum diesjährigen Themenheft, das der Unsagbarkeit des Todes gewidmet war.

Wir bedanken uns herzlich bei allen Beiträger*innen für diese vielseitige Ausgabe von *Re:visit*, bei den Reviewer*innen für ihre Bereitschaft, unser interdisziplinäres Journal mit ihrem kritischen Blick zu begleiten, den Kolleg*innen des Universitätsverlags Innsbruck und nicht zuletzt dem Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck für die finanzielle Unterstützung.

2 Im Rahmen eines ‚Zwischenrufes‘ in der ZDS haben die Herausgeberinnen von *Re:visit* ihrerseits über dieses Verhältnis nachgedacht. Vgl. Katharina Fürholzer, Maria Heidegger, Julia Pröll: Was uns verschwistert... Die Herausgeberinnen von *Re:visit. Humanities and Medicine in Dialogue* lesen die ZDS. In: *Zeitschrift für Disability Studies* 1 (2025), 1-5. <https://ulb-dok.uibk.ac.at/download/pdf/11949004.pdf> (10.12.2025).